UNIVERSITÄT AUGSBURG
Universitätsbibliothek

OPEN ACCESS
OPUS AUGSBURG

Faszinierte Distanz: Konfessionsklischees - und ihre Aussagen über die ökumenische Wirklichkeit

Bernd Oberdorfer

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Oberdorfer, Bernd. 2009. “Faszinierte Distanz: Konfessionsklischees - und ihre Aussagen über die ökumenische Wirklichkeit.” In *Takt und Tacheles: Festschrift für Hanspeter Heinz*, edited by Johann Evangelista Hafner, 207–12. München: Verlag Neue Stadt.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:
Deutsches Urheberrecht
Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:
https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/

Faszinierte Distanz

Konfessionsklischees – und ihre Aussagen über die ökumenische Wirklichkeit[1]

BERND OBERDORFER

> *„Wie ja überhaupt das Katholische, ganz im Gegenteil zum kleinmütig Evangelischen, sich gerne unversperrt gibt. Einen katholischen Himmel und eine katholische Hölle kann man sich als öffentlich zugänglich vorstellen, während die protestantische Version sich eigentlich nur mit einem völlig humorlosen Türsteher denken lässt."*

Diesen Satz fand ich in dem wunderbar schrägen Kriminalroman „Der Umfang der Hölle" des Österreichers Heinrich Steinfest.[2] Anlass der zitierten Überlegung ist die – für Kenner wenig überraschende – Tatsache, dass eine katholische Kapelle geöffnet angetroffen wurde, weshalb Flüchtige sich dort verstecken konnten (dass es sich um Verbrecher handelt, spielt in unserem Zusammenhang keine Rolle). Katholische Kirchen sind meistens offen, evangelische meistens zu, so jedenfalls das Klischee, freilich ein erfahrungsgesättigtes, hochgradig symbolträchtiges Klischee. Diese Beobachtung – die man als solche evangelischerseits nur bedauern kann (ungeachtet der für diese „Verschlossenheit" in Anschlag gebrachten theologischen Sophisterei, dass es für Protestanten keine besonderen „heiligen Orte" geben müsse, sodass man ja überall beten könne) – diese Beobachtung also wird bei Steinfest gleichsam ins Eschatologische verallgemeinert: Auch der katholische Himmel, selbst die katholische Hölle sind offene Räume, in denen ein beständiges Kommen und Gehen ist, während bei den Protestanten die Enge einer geschlossenen Gesellschaft herrscht, bewacht von pedantisch-humorlosen Türstehern, die keinen ohne Ausweiskontrolle hinein und schon gar niemanden mehr heraus lassen. Überspitzt ausgedrückt, ist also bei den Katholiken selbst noch die Hölle gemütlich, während es bei den Protestanten sogar im Himmel streng zugeht.

---

[1] Impulsreferat auf dem Ökumenischen Pfarrerinnen- und Pfarrertag in Augsburg am 12. Juli 2005. Für den Druck überarbeitet.

[2] Steinfest, H.: Der Umfang der Hölle, München 2005, 312f.

Nun könnte man einwenden, ob hier nicht Schlachten, sozusagen Klischeeschlachten vergangener Zeiten geschlagen werden. Hat nicht der Protestantismus in den letzten Jahrzehnten entschlossen versucht, sein sauertöpfisch-puritanisches Image abzulegen und „ganzheitlich"-lebensfroh „rüberzukommen" (ob das ästhetisch immer gelungen ist, sei einmal dahingestellt), und hat nicht die als Gewissensmoral verinnerlichte Sittenstrenge einer Liberalität den Platz geräumt, für die alles möglich ist?! Gerade letzteres kritisieren ja auch viele konservative Protestanten. Bei genauerem Hinsehen dürfte sich aber zeigen, dass die puritanische Emphase nur von der Sexualmoral weg hin zur Eine-Welt-Gerechtigkeit oder zum Ökobewusstsein hinübergewandert ist (was ja an sich nicht schlecht ist – wahrscheinlich haben die Kirchen lange Zeit viel zu monoman auf die Sexualmoral geschaut), doch auch der Versuch, neue Formen des Zusammenlebens (z. B. die gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaft) theologisch zu legitimieren, dürfte typisch protestantisch sein, weil dabei versucht wird, das in der individuellen Lebensführung für richtig Erkannte mit der kirchlichen Lehre so in Einklang zu bringen, dass es auch von dieser her als richtig erscheint. Katholiken hingegen – und jetzt bemühe ich hemmungslos ein besonders dick auftragendes Klischee – erwarten von ihrer Kirche eindeutige, klare, unveränderliche Regeln, *und halten sich nicht daran.* Im Zweifelsfall – auch dieses Klischee spare ich nicht aus – können sie ja beichten.

Eine solche Haltung ist Protestanten weithin völlig fremd. Sie reiben sich an Äußerungen des katholischen Lehramts, die ihnen problematisch erscheinen, häufig viel stärker, als Katholiken selbst das tun. Das Nebeneinander von Bejahung der kirchlichem Lehre und abweichender individueller Lebensführung können sie nur als Doppelmoral lesen. Katholiken hingegen erscheint das protestantische Insistieren auf der Deckungsgleichheit von Lehre und Leben eher als – humorlos; das humane Potenzial der Doppelmoral, das lebenskluge Spiel mit den Normen, das sei Protestanten eben verschlossen. Man muss allerdings einschränkend hinzufügen, dass dieses „Spiel" nur unter der Bedingung funktioniert, dass die strenge kirchliche Lehre keinen unmittelbaren disziplinarischen Einfluss auf das bürgerliche Leben der Gläubigen hat. Auch ist zu bedenken, dass die deutschen Katholiken mentalitätsmäßig vermutlich viel stärker „protestantisiert" sind, als ihnen selbst bewusst sein mag. Es ist wohl kein Zufall, dass Bewegungen wie „Kirche von

unten" in Deutschland entstanden sind und nicht – sagen wir, in Brasilien, und umgekehrt dürfte auch das Phänomen des „Totalkatholiken", der schlechterdings alles, was das Lehramt sagt, deckungsgleich vertritt und mit ganzem Herzen verteidigt, eher in unseren Breiten beheimatet sein (paradoxerweise auch dies eine Art „Protestantisierung": „Hier stehe ich und kann nicht anders – als das Lehramt"), und so dürfte sich das Bild durchaus differenzierter gestalten. Aber wie dem auch sei: Katholiken pflegen einen anderen Umgang mit kirchlichen Normen, als Protestanten gewohnt sind, und das irritiert.

Faszinierend und irritierend zugleich ist natürlich auch der liturgische Prunk, der in der römisch-katholischen Kirche entfaltet wird, oder sagen wir es vorsichtiger, neutraler: das bewusst gepflegte liturgische Leben in der römisch-katholischen Kirche. Ich meine nicht nur die farbenprächtigen liturgischen Gewänder – neuerdings, wenngleich nicht immer kenntnis- und geschmackssicher, gern imitiert von evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrern, denen ihre schwarzen Talare zu wenig lebensbejahend erscheinen –, sondern ich meine die ganze, bis in die kleinste Handbewegung bewundernswert durchdachte und konsequent gepflegte Inszenierung des Gottesdiensts. Auf der einen Seite wünscht man sich, dass auch in der evangelischen Kirche der Gestaltung der Gottesdienste eine ähnliche Liebe und Sorgfalt gewidmet wird (die Unsicherheit und Verwirrung, die regelmäßig ausbricht, wenn es darum geht, ob man bei der Lesung des Evangeliums, bei den Einsetzungsworten des Abendmahls oder beim Schlusssegen aufstehen muss oder sitzen bleiben kann, ist ein alarmierender Indikator für liturgische Verwahrlosung). Auf der anderen Seite bleibt aber der reformatorische Generalverdacht in Geltung, dass bei der Pflege der äußeren Inszenierung die Bedeutung des innerlichen Glaubens marginalisiert werde. Knapp gesagt: Der Ritus mache den Glauben überflüssig. Dass das nicht so sein *muss*, liegt auf der Hand. Und es wäre an uns Evangelische die Frage zu richten, ob denn das Gegenteil stimmt: dass nämlich der Glaube den Ritus überflüssig mache, das innerlich-individuelle Gottvertrauen also den kultivierten äußerlich-gemeinschaftlichen Vollzug. Wohl kaum. Die Confessio Augustana (Artikel 7) sagt zwar, dass unterschiedliche *traditiones humanae* – und zu diesen zählen gerade auch liturgische Differenzen – nicht kirchentrennend seien, wenn man im Verständnis des Evangeliums übereinstimmt; daraus folgt aber nicht, dass die Pflege liturgischer

Traditionen für den Glauben unwichtig wäre. Von der Sorgfalt, die die römisch-katholische Kirche hier beachtet, kann die evangelische Kirche durchaus lernen. Das heißt freilich nicht, dass sie römisch-katholische Formen schlicht imitieren sollte. Es ist in evangelischen Kreisen üblich geworden, die größere Nüchternheit und Schlichtheit in evangelischen Gottesdiensten – wenn es sie denn gibt – primär als Defizit wahrzunehmen.[3] Aber es ist doch bedenkenswert, dass diese schlichteren Formen vielen Generationen von evangelischen Christen auch *religiös* plausibler und attraktiver erschienen als der (vermeintliche oder wirkliche) katholische Prunk. Jedenfalls sollten auch Protestanten eine Freude an ihren eigenen liturgischen Traditionen (und vielleicht sogar einen Stolz darauf) entwickeln – und diese dann aber auch bewusst pflegen.[4]

Fehlen in diesem Panoptikum der Konfessionsklischees darf natürlich nicht: der Papst. Mit einer Mischung aus Faszination und Irritation, aus Bewunderung und Verwunderung, aus Neid und Distanzierungsbedürfnis haben viele Protestanten im Jahr 2005 die Ereignisse um den Tod Papst Johannes Pauls II. und die Wahl und Amtseinführung Papst Benedikts XVI. miterlebt und wahrgenommen. Die Anteilnahme einer so unabsehbar großen Menschenmenge, das kaum überbietbare Interesse der Medien hat auch bei Protestanten Freude darüber ausgelöst, dass religiös-kirchliche Ereignisse in der säkularen Gesellschaft nicht mehr ohne weiteres als anachronistisches Minoritätenprogramm von den besten Sendeplätzen fern gehalten werden können. Andererseits kam jedoch die bange Frage auf, ob wir Protestanten da noch – salopp gesagt – mithalten können. Haben wir nicht einen Fehler gemacht, als wir auf das (wie es in ökumenischen Konsenstexten leicht euphemistisch heißt) „personale Moment" der Repräsentation von Kirche verzichteten oder es jedenfalls

---

[3] Wenn es sie denn gibt – diese Einschränkung ist notwendig. Gottesdienste der bayerischen Landeskirche erscheinen protestantischen Gästen aus anderen Teilen Deutschlands schon „fast katholisch" in ihrem liturgischen Reichtum. Andererseits habe ich den vermutlich kärgsten, gleichsam „calvinistischsten" Gottesdienst meines Lebens vor vielen Jahren in einer spanischen Großstadt erlebt: in einer katholischen Frühmesse nämlich, in der nun wirklich alle liturgischen Extravaganzen eliminiert waren.

[4] Dazu gehört im Übrigen auch – ich wiederhole mich – der schwarze Talar, der eine eigene liturgisch-traditionelle (und nicht zuletzt ästhetische!) Qualität hat, die man nicht vorschnell als lebensunfrohes Defizit verbuchen sollte. Bunt ist nicht immer besser.

strukturell kleinschrieben? Müssen wir da nicht nachziehen, wenn wir längerfristig weiterhin mediale Aufmerksamkeit auf uns ziehen wollen?[5] Die Tendenz zu einer „schleichenden Episkopalisierung" in unseren Kirchen dürfte eher darin als in theologischen Erwägungen ihren Grund haben. Es gab jedoch auch Stimmen, die angesichts der Ereignisse in Rom Erleichterung artikulierten, *dass wir das alles nicht haben (müssen).* Wenn auf dem Petersplatz nach dem Tod des Papstes ein trauernder Pilger der Kamera anvertraute, er wisse nicht, wie sein Leben jetzt wietergehen solle, war auch der Preis der Personalisierung zu besichtigen. Das gilt natürlich auch in einem sehr viel grundsätzlicheren Sinn: Die Zentrierung auf die *eine* Person ist ohne hierarchische Zentralisierung von Autorität nicht zu haben. Der Ausstieg aus der Schwangerenberatung oder die demütigenden *Nihil-obstat*-Prozeduren an Katholisch-Theologischen Fakultäten zeigen die Kehrseite der in der Tat beeindruckenden personalen religiösen Präsenz, die das Papsttum und generell die römisch-katholische Ausformung des Bischofsamts auszeichnet. Wohl kaum ein Protestant wäre bereit, diesen Preis zu zahlen. Zwar haben sich die Lutheraner politisch lange Zeit nicht durch eine besondere Affinität zur Demokratie hervorgetan; aber religiös haben sie immer eine Renitenz gegen Bevormundung von oben bewahrt, und lutherische Kirchenleitungen können ein Lied davon singen, dass das bis heute so geblieben ist. Man wird deshalb fragen müssen, ob die Faszination, die viele Protestanten angesichts des Papsttums empfinden, nicht eher eine *ästhetische* ist, eine Bewunderung aus der Ferne, die davon lebt, dass sie nicht mit konkretem Gehorsam verbunden sein muss. In dieser Hinsicht kämen dann die protestantischen Bewunderer des Papsttums jenen bereits angesprochenen Katholiken überraschend nahe, die nicht auf die Idee kämen, den Papst zu kritisieren, aber seinen konkreten Geboten nicht durchgängig folgen – nur dass diese Katholiken in ihrem Verhältnis zum Papst vielleicht ein wenig nüchterner sind …

[5] Es ist ja – nebenbei gesagt – kein Zufall, dass Verschwörungstheorien wie „Verschlusssache Jesus" oder Romane wie Dan Browns „Illuminati" ihren Focus im Vatikan haben. Ein Landeskirchenamt wäre dafür völlig ungeeignet.

Ich komme zum Schluss. Ein schönes Lied der Gruppe Tocotronic wiederholt mantraartig den Satz: „Es ist mir egal, aber / so will ich's doch nicht haben." Dieser Satz, der eigentlich das unbestimmte Lebensgefühl einer Generation ausdrückt, passt zwar nicht ganz, um die mentale Grundgestimmtheit der Protestanten gegenüber den Katholiken zu beschreiben. Denn „egal" ist es den Protestanten in der Regel nicht, was in der römisch-katholischen Kirche geschieht, und sollte es ihnen auch nicht sein. Aber er bringt doch, eigentümlich schwebend, die merkwürdige Mischung von Respekt und Distanz, von Faszination und Irritation, von Anteilnahme und Abgrenzung zum Ausdruck, die das Verhältnis von uns Protestanten zur römisch-katholischen Kirche charakterisiert. In dieser Mischung liegt auch eine gewisse Unsicherheit darüber, was noch kommen mag. Mit dieser Schwesterkirche ist man nie fertig, und das ist auch gut so.